

Zeitschrift: Jahrbuch vom Thuner- und Brienzersee
Herausgeber: Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee
Band: - (1980)

Artikel: Johanna Mathyer und das Wasser
Autor: Am Acher, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1096733>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Johanna Mathyer und das Wasser

Johanna Mathyer kam 1893 im Wehntal zur Welt. Sie war etwas mehr als ein Jahr alt, als der Vater starb. Ihre Jugendzeit wurde geprägt durch zahllose Umzüge von Ort zu Ort. Nach dem Tode der Mutter verteilten die Behörden die vier Kinder an verschiedene Familien und Vormundschaften. Auf die Schulzeit folgte die Lehrzeit als Schneiderin. Anderthalb Jahre nach Abschluss dieser Lehre trat sie in die Hebammenschule am Frauenspital in Bern ein. Während des Ersten Weltkrieges arbeitete sie in den Spitälern Interlaken und Meiringen. 1919 wurde sie in Brienz als Gemeindeschwester angestellt. Ein Jahr nach ihrer Heirat 1924 begann ihre vierzigjährige Arbeit als Hebamme. In dieser Zeit hat sie dreitausend Kindern auf die Welt geholfen, darunter vierzig Zwillingen und einmal sogar Drillingen. Ungezählten Menschen stand sie in Stunden der Krankheit und Not bei, hat allein durch ihre Gegenwart Zuversicht und Hoffnung geweckt. Ihr Wirken bleibt für die Region Brienz unvergessen. In beschaulichen Stunden hat sie zur Feder gegriffen und Verse geschrieben. Seit einigen Jahren ist Frau Mathyer sehr krank und pflegebedürftig.

Dort oben, wo ein gewundenes Strässchen, halb überwuchert von allerlei Unkraut, zwischen gewaltigen Steinbrocken, die vor längerer Zeit der Schwanderbach mit fürchterlichen Unwettern von der Gibelegg ins Tal brachte, dort oben, auf diesem gewundenen Pfad, der mehr von Schlangen als von Menschen benützt wird, geht in den frühesten Morgenstunden des noch im Schläfe liegenden Tages, langsam und müde eine schon etwas betagte, stolz gewachsene Frau.

Sie ist gepflegt gekleidet, trägt ein langes, bis unter die Knie reichendes, azuritfarbenes Kleid, zugeknöpft mit vielen kleinen Knöpfchen bis hinauf an den Hals.

Ihre Schuhe, deren Schäfte um einiges über die Knöchel hinauf ragen, sind durch ein violettes Band zusammengeschnürt, festhaltend eine lange Reihe von Ösen und Haken. In der Hand trägt sie eine braune Tasche, deren Inhalt von einem beträchtlichen Gewicht sein muss, denn hin und wieder wechselt sie die Last, hinüber auf die andere Seite, um so die leer gewordene Hand in der Zwischenzeit etwas ausruhen zu lassen.

Seit vielen Stunden ist sie unterwegs und an der Arbeit, die Hebamme aus Brienz. Gestern schon, am Tage, und nun auch noch die ganze Nacht, in der sie dem kleinen Peterli einige liebevolle Klopfer auf das Hinterteil geben musste, bis er erschrocken zu weinen begann und

damit den Start ins Leben antrat. Vor wenigen Minuten hat sie dessen Mutter in bester Verfassung zurückgelassen, mit dem Versprechen, morgen wieder vorbeizukommen. Dann hat sie, in der angenehmen Morgenkühle bedächtig Fuss vor Fuss setzend, den langen Nachhauseweg angetreten.

Bei einer Holzbank, die aus jungen, armdicken Tannenstämmchen und Ästen in liebevoller Arbeit unter dem alten Nussbaum aufgestellt worden und seitdem von manchem Jüngling geschätzt geblieben ist, weil er hier, an diesem durch Weiden und Haselsträuchern verdecktem Orte, seinen Arm von niemandem beobachtet seinem Mädchen um die Schulter legen konnte, hier bleibt sie stehen, stellt ihre Tasche auf die kleine Sitzfläche nahe gegen den Rand hin und setzt sich mit einem leisen «ach ja» daneben. Mit ihren feinen Händen reibt sie sich die von der Schlaflosigkeit überreizten brennenden Augen, so, als ob sie sich die wirren Gedanken der Nacht wegwischen möchte, und legt nun den Kopf an den ihr schon seit langem vertrauten Baumstamm, an dem ein dunkelgrünblättriger Efeu dem Licht entgegenklettert.

Weit unter ihr, noch halb versunken in der morgendlichen Dämmerung, liegt, eingebettet zwischen grau grünlich dunkelblauen Bergen, der Brienzersee ruhig und bedächtig da, als ob auch er etwas verschlafen möchte vom Kampf mit dem launenhaften Föhn, der die Gegend nach seinem Willen beherrscht, wie kein Landvogt und kein Pfaffe es je imstande gewesen war. Dieses Wasser, das jetzt so friedlich zu schlafen scheint, es ist ein trügerisches, eigenwilliges Element. Oder glaubst du, ich hätte die Geschichten und Verse über dich und mit dir vergessen? denkt die müde Frau bei sich, und allmählich taucht das Vergangene wieder in ihren Gedanken auf:

Es ist noch nicht lange her, da wurde ich von einem Schiffmann mit einem Motorboot zu einer Geburt nach dem Dörfchen am See geholt, das jetzt in weiter Ferne noch im Schlafe liegt und nur durch wenige Lichtlein an Leben erinnert. Ich war unwillig, weil man sich nicht angemeldet hatte. Es war im April, wo das Kurschiff noch nicht fuhr, und so wusste ich nicht, wie ich die täglichen Besuche machen sollte. Der Schiffer wollte nicht so recht mit der Sprache heraus, zu wem ich denn eigentlich gerufen würde. Nun, warten wir ab.

Im Dorf angekommen, standen am Quai drei Frauen. Eine nahm mir den Mantel ab, die zweite die Tasche, und die dritte machte den Wegweiser. Nach kurzer Zeit stand ich, die drei Frauen hatten sich vor dem Haus verabschiedet, allein auf der Vorlaube.

Ein älterer Mann, der in der Küche Wasser zu kochen schien, öffnete auf mein Klopfen. «Bin ich am rechten Ort?» Der Mann nickte stumm und wies auf die Stubentüre. Ich machte die Türe auf und ging hinein. Da lag ein Mädchen in den letzten Wehen. Eine Frau machte in einem Wäschekorb ein Bettchen zurecht. «Bitte holen Sie mir rasch eine Schüssel warmes Wasser», bat ich die Frau. «Ja sogleich, aber bitte tun Sie nicht so ufsriben, wie Hebammen ufsriben, im Buech.» Ihrer Sprache nach war sie offenbar eine Italienerin oder Rätoromanin. «Gewiss werde ich dann schreiben, aber erst, wenn ich hier klar sehe, im Moment ist das nicht das Notwendigste.»

Nach geraumer Zeit und ohne Zwischenfall purzelte bald ein kleiner Ursli in diese rätselhafte Welt. Die Frau deutete auf die Küche, aus der noch immer Kochgeräusche zu vernehmen waren und sagte: «Das ist der Stiefvater des Mädchens und zugleich der Vater des Kindes.» «Sind Sie die Mutter des Mädchens?» «Nein, die Mutter ist gefahren für einige Tage nach Meiringen.» Nun ja.

Vor meinem Weggehen sagte ich dem Mann in der Küche, dass er das Kind auf dem Zivilstandsamt in Interlaken angeben müsse und dass er morgen um halb zehn ein Boot nach Oberried schicken solle. Ich hätte dort eine Frau zu besuchen und würde um die abgemachte Zeit dort sein.

Es war am andern Vormittag. Die Wöchnerin in Oberried war versorgt, und ich schaute nach dem Boot aus, das kommen sollte, um mich abzuholen. Vergebens.

Ich telefonierte ein Mal, zwei Mal auf die andere Seeseite. Aber erst um die Mittagszeit kam ein halbwüchsiger Bursche mit einem leichten Ruderschiffchen, an das hinten ein kleiner Aussenbormotor angeschraubt war. Etwas mürrisch wegen der langen Wartezeit stieg ich ein, und wir fuhren los.

Je weiter wir uns vom Ufer entfernten, desto mehr schien es mir, als ob ich in eine Falle gelockt worden sei. Der Wind fiel immer mehr und heftiger in den See. Die Wellen schlugen höher und höher, stärker und gewaltiger, und der Motor sowie der Bursche, der ihn bediente, drückten das Schiffchen hinten tief ins Wasser. Mein Platz aber war vorne im Spitz, und es kam mir vor, als ob ich auf meinem Holzbänklein in der Luft sässe. Nur hin und wieder klatschte der Spitz mit einem gewaltigen Schlag auf die Wasseroberfläche, um danach mit mir wieder in den Himmel und durch die Luft zu sausen. So hielt ich mich mit meinen Händen krampfhaft an der Sitzunterlage fest und hatte nur noch den einen Gedanken: «Ich werde meine geliebten zwei Buben, die zu Hause auf mich warten, und die wegen meines Berufes eh nicht zu viel Mutterwärme von mir empfangen, weil ich ständig unterwegs bin, nie wieder sehen. Dabei haben die Bengel sicher wieder einen Zettel geschrieben: Holz gehackt, Küche in Ordnung gebracht, ums Haus herum gewischt, Brot einkaufen gegangen . . . Sie stellen sich recht gut und ich bin zufrieden mit ihnen, wenn ich bedenke, dass sie die meiste Zeit auf sich selbst angewiesen sind und über ihre Pflichten und Rechte zu einem grossen Teil selbst entscheiden müssen.»

Inzwischen war man am Ufer auf das unsicher schaukelnde Schiffchen aufmerksam geworden; mit einem schweren und starken Motorboot kam man uns entgegen, und wir wurden ins Schlepptau genommen. Von da an ging alles schnell, und wir hatten bald festen Boden unter den Füßen.

Der Stiefvater des Mädchens, der uns am Quai erwartete, meinte, dass er sich bei solchem Wetter nicht auf den See hinaus getraut habe. «So, aber mir mutet man es zu?», gab ich trocken zurück. Es kam aber keine Antwort.

Als Mutter und Kind versorgt waren, machte ich mich zu Fuss auf den Nachhauseweg. Lieber einen Marsch von zweieinhalb Stunden, als Todesängste im Spitz eines Ruderschiffchens auf dem Brienzersee! Und dabei hatte ich sogar noch die Ehre, dem Giessbach einen Besuch abzustatten und alte Erinnerungen aufzufrischen.

Wo ist das Glück?

Hörst Du auch den Giessbach rauschen?
Weisst Du was er mir erzählt?
Von den kühlen, blauen Gletschern,
Von der hohen Alpenwelt.
Wo die Edelweiss erblüh'n
Möcht' ich wieder einmal hin!

Wenn der Gletscherluft mir kühlend
Durch die wirren Locken streicht,
Flieht der Zorn und alles Bitt're,
und mir wird so frei, so leicht,
Wo kein Trug, kein falscher Schein,
Könnt' ich nur dort oben sein!

Nur den Felsen würd' ich's klagen,
Was die Menschen nicht verstehn,
Und der Wind würd's weiter tragen
In die freien Gotteshöh'n.
Wo die Luft so frisch, so rein,
Könnt' ich nur dort oben sein!

Nur den Felsen würd' ich's klagen
Wenn das Herz mir wund und schwer,
Und die Wolken würd' ich fragen
Wo das Glück zu finden wär',
Das auf sicherem Boden steht,
Glück, das nicht in Scherben geht.

Stimmung

Hoch vom Grat das Tal hinunter
Rauscht der Giessbach, gletscherkalt.
Eine Brücke führt hinüber
In den dunklen Erlenwald.



Giessbachfälle

Einmal stand ich auf der Brücke,
Damals war ich noch ein Kind,
Und durch meine krausen Haare
Strich der kühle Abendwind.

Unter mir das viele Wasser;
«Mutter, reiche mir die Hand,
Mutter, wohin ziehn die Wellen?»
«In ein unbekanntes Land».

Wieder stand ich auf der Brücke,
Als ich sechzehn Jahre alt.
Schaute in den Wald hinüber,
Alles schien mir trüb und kalt.

Muss hinaus ins neue Leben,
Aber ohne Mutters Hand.
Mutter ist von mir gegangen
In ein unbekanntes Land.

Stand noch ein Mal auf der Brücke,
In dem Haar den Myrthenkranz.
Durch die dunklen Erlenbäume
Huschte scheu ein Lichterglanz.

Stehe wieder auf der Brücke,
Heute ist's das letzte Mal,
Denn ein dichter, grauer Nebel
Senkt sich auf den Wald im Tal.

Abschied von Daheim

Heut' steh ich hier mit wehem Herzen
Zum letzten Mal am stillen See,
Wie heimisch klingt das Trachtbachrauschen,
Heut' grüsst mich noch der Axalpschnee;
Und morgen, ach morgen, wenn ich erwach' —
Paläste statt Wälder, kein rauschender Bach.

Noch einmal seh' die stolzen Flühe
Im lichten Mondscheinglanz ich stehn;
Behaltet mir das Silberleuchten,
So möcht' ich euch gern wiedersehn!
Ihr schaukelnden Gipfel im Fluhbergwald,
Bald seh ich euch nimmer, denn Morgen ist's bald.

Heut' schau ich noch zum letzten Male
Bekannten Menschen ins Gesicht,
Ach! draussen in der kalten Fremde,
Versteht man ja mein Sehnen nicht,
Kennt niemand das Lied, das der Giessbach mir singt,
Und das mich beim Abschied zu Tränen zwingt.

Mit diesen Gedichten nahm ich, halb noch ein Kind, Abschied von Brienz, kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges, still, wie es meinem Wesen entspricht, um mit der Einsamkeit, meinem steten Begleiter, in die Fremde hinaus zu ziehen, denkt nun die Frau, die von einer Oberschwangergeburt her kommend unter dem knorrigen Nussbaum neben der Wegbiegung für einige Augenblicke Platz genommen hat, um sich etwas auszuruhen und um ein klein wenig dem Alltäglichen zu entrinnen.

Ja, diese Zeit vor dem Krieg, wie war das doch damals eine unruhige, schrecklich bewegte Zeit — ausserhalb der Landesgrenze, innerhalb des Vaterlandes, in mir und mit mir selbst auch.

In jenen Tagen verliess ich das mir inzwischen lieb gewordene friedliche Dörfchen oben am See und fuhr als Hausmädchen nach Neuenburg. In einer Pension, die Mädchen aufnahm, die in dieser Stadt zur Schule gingen, gab es für mich viel zu putzen, Französisch aber lernte ich nicht, weil die Mädchen in ihrer Freizeit Deutsch miteinander sprachen.

Lohn bekam ich keinen, ich war ja da, um Französisch zu lernen. Mein Zimmer und mein Bett musste ich mit einem Mädchen aus Thun teilen. Sie war als Lehrtochter auf dem Telefonamt und musste wahrscheinlich weniger Zimmer- und Kostgeld bezahlen, wenn sie in der Mansarde zu zweien schlief.

Ohne dass es die Thunerin merkte, zog ich eines Morgens meine Sonntagskleider an, packte meine wenigen Habseligkeiten zusammen und machte mich, zwei Franken in der Tasche, zu Fuss auf — Richtung Brienz. Wer den Schülerinnen das Morgenessen kochte, war mir gleichgültig.

Im Dorf unter dem Rothorn erlernte ich danach den Beruf einer Näherin, verbrachte eine Zeit im Rheintal, kam wieder ins Oberland. Aber wegen der Kriegswirren hatte sich auch hier einiges geändert, auch am Giessbach, obwohl in der Zwischenzeit nur zwei Jahre vergangen waren.

Der Zeitlauf

Wie drüben das Hotel verlassen,
Vergessen am Giessbach steht.
Die Fensterläden geschlossen,
Die Flagge zerrissen, verweht.
Einst schritten da noble Herrschaften
Die breiten Treppen empor,
Jetzt wuchert auf Terrassen und Wegen
Nur üppiges Unkraut hervor.
So ändern sich eben die Zeiten;
Kein Himmel bleibt ewig klar,
Und ist erst der Sturm entfesselt,
Sind die Sonnenblicke so rar.
Was haben die Menschen geschaffen,
Erfunden, erbaut und erdacht,
Und reissen nun wieder zu Boden,
Was fleissige Hände gemacht.
Und was nicht die Menschen vernichten,
Zerstört die Gewalt der Natur;
Es ist, als ob sich verbunden
Alle finstern Mächte zum Schwur.
Jetzt redet man endlich vom Frieden,
Wo bleibt die Freude daran?
Misstraut man der spätern Zukunft?
Den Menschen in ihrem Wahn?

Es scheint beinahe, als ob die Frau auf ihrer Bank eingeschlummert sei, denn sie sitzt nun schon eine Weile unbeweglich da, die Hände im Schoß vergraben, den Kopf leicht zurückgelehnt an die gräulich braune Rinde des gesund gewachsenen Stammes, der vielleicht einmal zersägt in einer Schnitzler- oder Kleinschreinerwerkstatt liegen wird, und in dem ein vernarbtes Herz mit zwei Initialen undeutlich hinter dem Moos und den Flechten verschwinden, die ihn, wie auch die Äste, zum Teil schmarotzenderweise überwuchern.

Dass diese Frau aber nicht schläft, zeigt sich daran, dass sie ihre Augen ein klein wenig geöffnet hat. Nur jetzt, nach einem leisen Knacken und anschliessenden Rascheln in der Nähe, wendet sie ihren Kopf langsam in die Richtung des Geräusches, das aus einem Weissdornbusch zu kommen scheint. Aber nun ist wieder alles unbeweglich und still. Es mag ein Hase oder Igel gewesen sein, der sich da bewegte und dabei ein trockenes Ästchen zerbrach.

Aber schon wieder sind die Augen der Frau auf den Giessbach gerichtet, der hell im noch halbdunkeln Licht leuchtet zwischen den Tannen des unberührten Bauwaldes.

Ihre Gedankengänge kreisen immer noch um den Krieg, seine Scheusslichkeiten und den Wahn der Menschen. Und das Misstrauen, hatte es nicht seine Berechtigung? Ist nicht nach wenigen Friedensjahren ein neues Völkermorden ausgebrochen und hat Millionen von Menschen grausam dahingerafft . . .

Aber wir wollen noch kurz beim Giessbach verweilen.

Schwermut

Morgentau im Giessbachtale,
Wenn die ersten Sonnenstrahlen
Durch den Tannwald Schattenbilder
Auf die Bottchenflühe malen.

Setze mich am Bache nieder,
Bin schon früh heraufgestiegen,
Während viele Dorfbewohner
Noch in ihren Betten liegen.

Horche in die Bergesstille,
Höre auch die Vögel singen.
Doch das altbekannte Echo
Will heut nicht in mir erklingen.

Draussen in den Nachbarstaaten
Ist ein teuflisch Massenmorden,
Folterqualen und Vergasung
Sind zum Tagewerk geworden.

Greise, Frauen, Kinder werden
Schuldlos in den Tod getrieben.
Angst, Entsetzen in den Augen.
Gott — wo bist Du denn geblieben?

Dass wir sind verschont geblieben,
Sollten wir uns freuen können?
Nein — wir sind die gleichen Menschen,
Auch wenn wir uns Schweizer nennen.

Mutlos steig ich wieder talwärts.
Wie wird diese Not wohl enden?
Gott — ich muss Dich wieder finden —
Wohin sollt ich sonst mich wenden?

Ja, ja, die Felsen, die dort bei der Nase und der Rauf majestätisch
stolz, zwischen dunklen Tannen, schimmernd schroff in den See
abfallen, auch sie erinnern mich an eine alte Geschichte:

In einem abgelegenen Haus lebte eine beinah neunzigjährige,
aber noch rüstige Frau, zusammen mit ihrem zwanzig Jahre jün-
geren, zweiten Mann, und einer sechsundsiebzighrigen Pflege-
tochter. Dr. Baumgartner, der damals allgemein praktizierender
Arzt war und die medizinische Alleinverwaltung trug für die
ganze Region Brienz, beauftragte mich eines Tages, nach der
Pflegetochter zu sehen, die krank sei, und ihm dann über den
Zustand Bericht zu geben. Bei Bekannten fragte ich um ein Boot
und ruderte über den See auf die Giessbachseite.

Ich kannte die Frau persönlich noch nicht, aber ich hatte schon Verschiedenes von ihr gehört. Unter anderem auch, sie rudere, wenn es das Wetter erlaube, jeden Sonntag zur Kirche. Anschliessend mache sie Einkäufe im Steinbockladen, der zu jener Zeit sonntags noch geöffnet war und lasse gerne etwas mitlaufen, wenn die Krämerin ihr nicht auf die Finger schaue. Dabei sei sie aber sehr bibelsicher, und der Pfarrer schätze sie sehr. Aber ach, dieser Pfarrer, er besass keine Menschenkenntnis. Wenn einer ihm «Gott ist die Liebe» vorsang, so war er für ihn ein guter Christ.

An der Landestelle angekommen, zog ich mein Schiffchen mit dem hinteren Teil an Land, band es an einem Buchenstämmchen fest und kraxelte durch den Wald hinauf zum Haus.

Was ich antraf, spottet jeder Beschreibung. Auf einem zu kurzen, harten Ruhebett lag die aufgedunsene Kranke, eingebunden in einen Sack. Sie trug zerrissene schafwollene Strümpfe, die steif vor Schmutz waren, und es schien mir, als ob sie mit den Füßen verwachsen wären.

Da konnte ich nicht viel ausrichten und helfen. Da blieb nur eines, nämlich zurückzufahren und den Arzt zu orientieren. Und so setzte ich mich wieder ins Schiffchen und ruderte los. Auf der Fahrt bemerkte ich, wie das Wasser durch die Fugen drang, und ich bekam Angst. Es war ein strahlender Frühlingstag und ich hatte nicht daran gedacht, dass der warme Föhnwind während meinem Besuch das Holzschiffchen austrocknen könnte, dergestalt, dass die Fugen auseinanderklafften wie hungrige Mäuler. Je mehr ich mich bemühte, ans rettende Ufer zu kommen, desto mehr wurde ich durch die Kraft der Aareinmündung wieder auf den See hinaus getrieben. Ich hatte mich zu beeilen, da der Wind immer mehr und heftiger in den See fiel und die weissen Schaumkronen tanzen liess.

Das eingedrungene Wasser wieder hinaus zu schöpfen, erwies sich auch als sinnlos, und so musste ich ein tüchtiges Fussbad in Kauf nehmen, bevor ich schliesslich den rettenden Fluhberg erreichte.

Herr Dr. Baumgartner schlug mir vor, zwei Männer zu fragen, ob sie bereit wären, mit der Bahre aus dem Depot die Kranke zu

holen, und so fuhren wir zu dritt und mit einem sicheren Ruderboot nochmals hinüber.

Einem der hilfsbereiten Männer wurde beim Anblick der Kranken übel, und er musste sich übergeben. Ich befreite sie von dem Sack, und da ich sonst nichts Geeignetes vorfand, zog ich ihr eine zerrissene Ärmelschürze über die Lumpen. Die alte Frau begleitete unsern Transport bis an den See und zitierte einen Bibelspruch nach dem andern. «Haltet Eure heuchlerische Klappe zu», brüllte sie der robustere der Männer an.

Für die vorgesehene Bahnfahrt ins Spital nach Interlaken wollte mir die fromme Frau kein Geld geben.

In Brienz wurde dann die arme Kranke mit der Bahre in den Gepäckwagen eines Güterzuges verladen. Ich setzte mich auf eine kleine Kiste neben sie, und so fuhren wir nach Interlaken, wo wir vom Spitalfuhrmann abgeholt wurden. Ich schämte mich, einen so verwahrlosten Menschen einzuliefern, und anerbote mich, die Frau baden zu helfen. Im Bad konnten wir ihr dann die aufgeweichten Strümpfe entfernen. Es war ein trauriges Bild, die Füße und Nägel anzusehen, und wie es so ist, solche armen Menschen können die Prozedur des Badens und Waschens nicht lange überleben. Nach zwei Tagen erhielt ich die Todesnachricht.

Auch der Pfarrer hatte die Depesche bekommen. Er sprach mich auf dem Trachtstutz daraufhin an und sagte: «Gäll Hanni, die Frau änet dem See ist eine liebe Frau, eine fromme Frau». Das war mir zuviel. «Ja, ein nichtsnutziges Luder ist sie, Herr Pfarrer», sagte ich und liess ihn verblüfft und verdattert alleine dastehen. «Ja, meinst —» hörte ich ihn noch rufen, aber ich gab ihm keine Antwort mehr. —

Auch hier oben ist es still, hier, an diesem wunderschönen Aussichtspunkt unter dem alten Nussbaum mit seinen nach saurer Bitterkeit und Moder riechenden, länglich dunklen Blättern und den grünen Früchten.

Was braucht es denn hier oben mehr als einfach dazusitzen und seinen Gedanken nachzuhängen? Und der Wasserfall auf der linken Seite des Sees ist ja nicht der einzige, der den Brienzersee und die liebliche Landschaft bereichert. Auch gegenüber ergiesst

sich ein Bach in den See. Er ist aber von hier aus nicht zu sehen, da der Sitschwald und die Schlattegg ihn verdecken. Sein Wasser wird vom Wind manchmal arg zerzaust; darum hat er alle Mühe, unterhalb des mächtigen Felsens wieder zusammenzukommen und als ein Gewässer weiterzufließen.

Leid

Stolz der Mühlebach vom Fels herniederfällt,
Doch wie bald, wie bald liegt er im See zerschellt;
Und so ist es auch mit manchem schönen Traum,
Der die Brust uns füllt; nur hohler Wasserschaum.
Schwerer Augenblick, von dem wir nicht geherzt,
Nur mit heißen Tränen wird das Leid verschmerzt,
Und es zuckt die Seele, und sie fragt: «Warum?»
Doch die Berge schweigen, auch der See bleibt stumm.

Und beim Glanz der Sterne schau'n wir himmelwärts,
Als sollt' Antwort werden dem gequälten Herz.
Und die schwarze Nacht dem hellen Morgen weicht,
Still die Sterne schwinden und der Schein verbleicht,
So wird einst auch enden uns're Leidensnacht
Und der Morgen kommen, voller Lust und Pracht,
Wo wir nicht mehr fragen, warum das geschah,
Da steht alles offen und enträtselt da.

Man kommt auf die verschiedensten Gedanken, wenn man so dasitzt und zusehen darf, wie sich das Grau des Ostens langsam aufhellt und die lichten Wölklein mit einer glänzenden Glorie die Ankunft der Sonne verkünden.

Die Gedanken kreisen ums Thema Wasser. Ist das Leben nicht eine Parallele zum Wasser? Ist das Leben nicht auch ein unaufhaltbares Fließen, bis es zur Ruhe kommt?

So vieles lässt sich mit den Elementen vergleichen. Sind sie nicht die Urerfahrungen, die Grundregeln unseres Daseins?

Ein Bild des Lebens

Stehe gern am Aareufer
Abends bei dem alten Steg;
Hoch am Gletscher sprudelt Wasser,
Und es bahnt sich einen Weg

Über Alpen, durch die Schrunde,
Über harten Firnenschnee
Ohne Rast dem Tal entgegen
Bis hinunter in den See.

Höre auch den Giessbach rauschen
an der grauen Felsenwand,
Aarewelle, Giessbachwasser
Fliessen nun am gleichen Band.
Möchten wohl beisammen bleiben;
Alles scheint so froh und gut,
Doch sie werden sich verlieren
In der grossen Wasserflut.

Ist das nicht ein Bild des Lebens,
Menschen die sich wohl verstehn,
Wegen ungewollter Fügung
Wieder auseinandergehn?
Einer kann es leicht verschmerzen,
Doch der andere trägt es schwer.
Für ihn geht die Sonne unter;
Es wird düster um ihn her.

* * *

Unterm klaren Sternenhimmel
Gibt es viele «Wann?», «Warum?»;
Aber einst wird es enträtselt,
Ist das Erdenleben um.

Ist es nicht so, dass wir uns vor der Enträtselung des Sterbens, des Todes fürchten? Ist es nicht so, dass wir aus Angst kaum, ja viel zu wenig an unseren letzten Tag, unsere letzte Stunde denken?

Nun sind wir in die Endzeit gekommen, hört man öfters sagen in Anbetracht der verzweifelten Weltlage. Selbst die Ungläubigen und Gottesleugner fragen sich, wie das wohl alles enden werde. Und viele erinnern sich daran, dass es doch eine Bibel gibt, in der alles vorausgesagt ist und dass es doch eine göttliche Vorsehung . . .

Das Sterben, das uns alle angeht, weil es ein Teil unseres Lebens ist, schieben, stossen und drängen wir vor uns her und bemühen uns sogar noch darum, den Gedanken an den Tod gar nicht aufkommen zu lassen. Um so mehr stehen wir dann unfassbar, fassungslos da, wenn ein Mensch unerwartet von uns geht.

Am Aareufer

Wasser ist so lebenswichtig,
Doch kommt es im Überfluss,
Kann es zum Verhängnis werden.
Und auch bitter ist das Wissen,
Dass ein Mensch, beliebt und jung,
Der verzweifelt, die Erlösung
Sucht in seinem letzten Sprung.
Durch das nahe Erlenwäldchen
Streicht der kühle Abendwind,
Raunt verstehend Abschiedslieder
Dem verirrten Menschenkind.

Ja, das Wasser, es hat schon seine Tücken und Gefahren. Besonders für die kleinen Erdenbewohner, die sich allzugerne am See tummeln und austoben. Aber wo sonst ist die Welt so lebendig, wo sonst kann man so herrliche Spiele spielen wie gerade am Ufer, im Kies, der beim zunehmenden Mond herangespült wird und wo jeder Stein eine andere Farbe, eine andere Struktur, eine andere Form, eine andere Grösse hat; hier ist die Welt der Buben, hier wird gemessen, wer mehr und am meisten Kraft hat. Es geht darum, der Beste, der Schnellste, der Tapferste zu sein.

Natürlich hat da die Mutter von Gefahren geredet; aber welcher Brienzerbub denkt schon an Gefahr und empfindet Angst, wenn er am See mit seinesgleichen herumtollt. Das Nass, das ausgebreitet daliegt und dessen Oberfläche vom Wind bewegt wird, kann auf einen naturverbundenen Knaben wie Magie wirken. Gibt es aber Aufregenderes, als etwas, von dem wir nie so recht wissen, was es denn eigentlich ist?

Jürgli Linder

Der See nahm dich weg, gibt nimmer dich her,
Und wenn auch am Ufer wir stehn.
Die Wellen, sie spiegeln dein frohes Gesicht,
Wie wir es zuletzt noch gesehn.

Du liebtest den See in kindlicher Freud,
Da zog er dich plötzlich hinab;
Dein Seelchen, das floh der Ewigkeit zu,
Hoch über dein nasskaltes Grab.

Und stehen die Eltern abends am See,
Vom Westen streicht leise der Wind,
Dann ist's so, als bringen die Wellen daher
Die Grüsse von ihrem lieb Kind.

Aber wir wollen nicht traurig werden in diesen wunderschönen Morgenstunden, jetzt, da sich die fernsten Berge in reinstes Ultramarin färben, die Spitzen wie Rubine zu glühen beginnen und die lichten Nebelschwaden, die über dem Bödeli zu hängen scheinen, anfangen, sich im Sonnenlicht zu vergolden. Es gibt da nämlich auch noch ein lustiges Verslein, geschrieben in schalkhafter, verschmitzter Stimmung.

Ein Brienzer Jakob Wiederkehr
Hat oben keine Zähne mehr.
Er denkt sich: Ein Gebiss muss her!
Wenn's nur nicht gar so teuer wär.

Beim Sturm in der Oktobernacht
Da hat der See viel Holz gebracht.
Das kommt gar vielen sehr gelegen,
Auch Kobi profitiert vom Segen.
Er stutzt und schaut: «Eh ja gewiss —
Da liegt im Sande ein Gebiss!
Sogar ein Goldzahn ist ja dran!
Was doch nicht all's passieren kann».

Wem diese Zähne je gehört,
Das hat den Kobi nicht gestört.
Er nimmt den Fund mit sich nach Haus,
Probiert in aller Ruhe aus . . .
Es geht!! Es klappert zwar ein wenig,
Doch Kobi fühlt sich wie ein König.

In ihren Gedanken schwebt jetzt, beim Übergang zwischen Nacht und Tag, die Frau, von der ich hier erzähle, zwischen Wirklichkeit und Traum, einem Seelenzustand, in welchem der Mensch in Sphären und Höhen segeln und fliegen, und dabei dieses phantasievolle Schweben geniesserisch auskosten kann. Sich diesem Zustand hinzugeben gönnt sich die Hebamme aus Brienz nur für Momente, in ihrer Freizeit, um so dem Alltag und den Pflichten des Berufes zu entfliehen. Bei dessen Ausübung aber ist sie zuverlässig und peinlich genau, dergestalt, dass jedermann Ehrfurcht und Respekt vor ihrer Erscheinung, ihrem Können, ihrer Erfahrung und ihrem Wissen hat. Aber erlauben wir uns, noch ein klein wenig mit ihr zu träumen.

Traum und Wirklichkeit

Steh im Traum auf einer Brücke,
Schau dem Wildbachwasser nach.
Spielend eilt es fortzukommen
In die unbekannte Welt.
Noch ist das Wasser frisch und rein,
Kommt ja aus dem Hochgebirge.
Wie wird's wohl am Endziel sein?

Menschen gehn an mir vorüber,
Einzelnen, Gruppen, und zu zweit.
Jeder hat an dem zu tragen,
Was das Leben ihm bereitet.
Einer trägt des Tages Last
Still ergeben, und der Andere
Laut, in fieberhafter Hast.

Einige, die tragen Säcke,
Die mit leichtem Tand gefüllt.
Dort schleppt einer auch sein Bündel,
Und man sieht, er hat es schwer.
Keiner weiss von seinem Leid,
Andere sehn den Inhalt flüchtig
Und — Verstehen liegt so weit.

Einer bleibt mit seiner Bürde
Hilflos am Geländer stehn.
Andere gehn an ihm vorüber,
Doch sie achten seiner nicht.
Keiner will zu seiner Plag
Fremde Sorgen auf sich nehmen.
Jeder lebt für sich den Tag.

Doch da löst sich aus der Gruppe
Einer, der ein warmes Herz,
Und er hilft dem Müden tragen,
Trotz der eignen schweren Last.
Und da wusst' ich im Erwachen,
Dass ich doch nicht so allein.
Gott hilft mir ans andre Ufer,
Dort werd ich zu Hause sein.

Die Natur ist heller geworden, farbiger, lebendig — lauter. Der See
schimmert silbrig und glänzt, als ob er sich recken und strecken möchte
beim Erwachen des neuen Tages. Jetzt sieht man deutlich bis ans
untere See-Ende, und wenn man es sich ein klein wenig einbildet, so
meint man, den sogenannten Katzenpfad zu erblicken; von dort ist es
ja nur etwas mehr als ein Purzelbaum bis zur nächsten Brücke.

Beaurivage-Brücke, abends 6 Uhr

Stelle mich an das Geländer,
Autos kreuzen auf der Brücke,
Hin nach Norden, — gegen Süden.
Selten gibt es eine Lücke.

Wie ist das ein hektisch Treiben!
Wohin ist die Zeit gekommen?
Hat die Technik wohl dem Menschen
Ruhe und Verstand genommen?

Wellen schlagen an die Pfeiler
Heute — wie vor vielen Jahren.
Durch die Aare an die Lände
Kommt das Abendschiff gefahren.

Lustig, wie im Schilf die Schwäne
Spannend horchen auf sein Kommen.
Und schon sind sie majestätisch
An das Schiff herangeschwommen.

Durch die offene Küchenluke —
Wie die Schwäne sicher wissen —
Wirft die Köchin ihren Freunden
Ein paar fette Leckerbissen.

Und von West ist jetzt der Schnellzug
Auch im Bahnhof eingetroffen.
Gute Weiterreise! Allen
Frohe Heimkehr, möchte ich hoffen.

Überquere jetzt die Brücke,
Schau ins Wellenspiel der Aare,
Das sich immer gleich geblieben,
Wie das Wechselbild der Jahre.

Weiter unten ist das Stedtli,
Liegt am Harder wie geborgen.
Doch sind unter jedem Dache
Mit den Freuden auch die Sorgen.

Nah der Brücke stehen Bänke
Unter grossen Schattenbäumen.
Sitze eine Weile nieder,
Und ich fange an zu träumen.

Ja, ich weiss von andern Zeiten:
Benzin spielte keine Rolle —
Wo der Mensch noch Mensch sein durfte,
Ruhiger auf seiner Scholle.

Dieser lauten Welt von heute
— Papierkrieg und Kesseltreiben —
Sind wir Alten nicht gewachsen,
Müssen ratlos stehen bleiben.

Doch noch blühen uns die Blumen
Und im Feld die Vögel pfeifen.
Und bald kommt ja der September,
Wo für uns die Äpfel reifen.

Worte eines lieben Menschen
Helfen vieles überwinden,
Bis wir nach bewegtem Leben
Unsre letzte Ruhe finden.

Es gibt nichts Faszinierenderes, als auf einer Brücke zu stehen und dem Wasser, das da unten fliesst oder mit Gischt umnebelt zu Tale donnert und tost, zuzusehen und sich von der Lebendigkeit in Bann schlagen zu lassen, ähnlich wie vielleicht auch beim Prasseln eines Holzfeuers. Lebendigkeit ist doch nur ein anderes Wort für Leben, und Leben ist etwas, was sich stets, unaufhörlich verändert. Und was sonst ist von solcher Lebendigkeit wie die Natur mit ihren vier Elementen und den

Jahreszeiten? Man kann dabei etwas wie Geborgenheit, Sicherheit, Stetigkeit empfinden, und aus dieser Kraft kann man wiederum Stärke, Mut weitertragen und verschenken.

Diese Fähigkeit besitzt die Frau, die da auf ihrer Bank sitzt und sich nun wieder mit ihren Händen die müden Augenlider reibt. Sie braucht Mut, Kraft und Stärke in ihrem aufopfernden Beruf, den sie in aller Stille und aller Bescheidenheit in den weit verzweigten Gemeinden ausführt, und dabei Liebe, Geborgenheit, Zärtlichkeit und Hilfe unter so manches Dach bringt, in so unsagbar vielen Momenten, bei Tag und bei Nacht.

Sie erinnert sich auch an drollige Begebenheiten: Klopfte da neulich ein Mann aus Oberried an die Türe und bat, ich möchte in absehbarer Zeit einmal bei ihnen vorbei schauen, da sei schon wieder ein Kleines unterwegs; der Winter sei gar kalt gewesen, und er hätte nichts anderes getan, als der Frau jeweilen am Abend im Bett die Füsse gewärmt. —

Noch einen Augenblick wollen wir hier oben verweilen und noch einmal der Aare, dem Giessbach und der Lütschine, die da in weiter Ferne im Morgenlicht glänzt, in ihrem erwachenden Schimmer zusehen.

Ein Lebensbild — vom Fluss erzählt

Meine Heimat ist am Hange
Oben bei dem weissen Gletscher,
Langsam fang ich an zu leben,
Leise hört man mein Geplätscher.

Zaghaft schleich' ich durch die Gegend,
Öfters muss ich stille stehn,
Bis ich zur Erkenntnis komme:
«Abwärts» würd' es besser gehn.

Von den Gräten purzeln lustig
Kleine Bäche mir entgegen.
Ihre losen Neckereien
Kommen mir nicht ungelegen.

Einige der Kameraden
Hüpfen seitwärts in die Wiesen,
Dass sie in der Heimat bleiben,
Haben sie damit bewiesen.

Aber ich möcht' weiter wandern
Unter moosbewachsenen Brücken.
Ei, wie bin ich gross geworden,
Hab' schon einen breiten Rücken.

In dem kleinen Gletscherdorfe
Ist man aufmerksam geworden,
Und man gibt mir einen Namen,
Ohne Siegel, ohne Orden.

Durch die Tobel, durch die Schluchten
Eile ich den Berg hinunter
In der freudigen Erwartung:
Sicher wird das Leben bunter!

Aber, — unten angekommen,
Steh' ich vor der grossen Wende:
Schalten Menschen sich dazwischen,
Meine Freiheit ist zu Ende.

Dass ich mich nun fügen müsse,
Ja, das will man mir beweisen:
Denn nur zwischen festen Dämmen
Darf von hier ich weiter reisen.

Jetzt gibt es ein jäh Erwachen:
Niemals darf ich wieder rennen
Wie die kleinen frohen Buben,
Die nicht stille sitzen können.

Kilometer weiter unten
Wartet einer meinesgleichen.
Möchte gerne mit mir kommen,
Möcht' auch gern das Meer erreichen.

Auch er kommt vom Nordabhange,
Ist ein listiger Geselle.
Rühmt sich seiner bösen Taten,
Rühmt sich seiner Stromesschnelle.
Ja, so komm', du frecher Bursche,
Aber unter meinem Namen.
Lasse jetzt die losen Streiche,
Zeige dich im bessern Rahmen!

* * *

Breiter werden jetzt die Brücken,
Weil ich bin zum Strom geworden.
Ruhig fließ' ich durch die Gegend,
Denn ich darf nicht überborden.

Aber mit der Frühjahrsschmelze
Kommt ein heftiges Verlangen,
Wieder einmal aus dem Flussbett
In die Freiheit zu gelangen.

Lebhaft spring' ich übers Ufer,
Niste mich in Haus und Scheuer.
Höre wie die Menschen schimpfen,
Mir ist nicht mehr recht geheuer.

Mein gewagtes Abenteuer,
Das ist nicht von langer Dauer.
Menschen wissen sich zu helfen,
Und sie sind stets auf der Lauer.

Bauen immer höhere Dämme,
Um nichts Böses zu riskieren.
«Muss ich alle meine Kräfte
Wirklich ganz umsonst verlieren?»

* * *

An dem klaren Sonntagmorgen
Kommt ein Ponton hergefahren,
Vollbesetzt mit jungen Burschen
In den schönsten Jugendjahren.

Weithin hört man ihre Lieder,
Aber — bei der alten Brücke
Stossen sie an einen Pfeiler
Und das Ponton geht in Stücke.

Einige von den Ertrunk'nen
Kann ich an das Ufer treiben.
Doch die andern liegen tiefer,
Müssen immer bei mir bleiben.

Eingebettet tief im Sande
Ruh'n sie im nassen Grabe.
Bitter, — dass ich ohne Wollen
So viel Leid verursacht habe.

* * *

Doch jetzt muss ich weiter wandern,
Durch die Städte, Dörfer, Heiden.
Aber stets die gleichen Bilder
Wollen mir nun doch verleiden.

Jedoch plötzlich kommt es anders,
Darf in einen See einmünden,
Glücklich, gute Kameraden
Und Geborgenheit zu finden.

Fein ist's, Schiffe tragen helfen,
Freue mich am Wellenrauschen,
Darf auch einmal stille stehen,
Um die Schwäne zu belauschen.

Doch auf einmal wird mir inne,
Nein, — ich will nicht untertauchen
Denn ich muss mein Ziel erreichen,
Will noch meine Kräfte brauchen.

Wieder zwischen festen Dämmen
Fliess' ich weiter unentwegen,
Durch die Städte, durch die Gauen,
Meinem Ziel — dem Meer entgegen.

* * *

Alle hochgestellten Pläne,
Alles was mich wundgerieben,
Alles was ich ändern wollte,
Ist jetzt wesenlos geblieben.

Einige Vögel sind in der Zwischenzeit erwacht und wetteifern nun zusammen mit den Käfern und Mücken um das schönste Morgenlied, und jeder und jedes bemüht sich darum, die Geschenke der Natur am reinsten, am deutlichsten, am lautesten und klarsten zu preisen; sie geben unserer Frau, die in ihrem Wonnegefühl, das sie weit über alles Kleinliche und Beschränkte hinausträgt, das Geleit; sie weiss es zu schätzen.

Alles ist lauter und lebendiger geworden. Auch von den Dörfern herauf klingen Töne und Laute, Zeichen von Leben und Erwachen.

Nun, lassen wir unsere Frau von ihrer Bank aufstehen, ihre Tasche ergreifen, lassen wir sie hinunter gehen, über Schwanden ins Kienholz, wo sie zu Hause ist.

Nur um eines bitte ich: Vergessen wir nie, dass diese Frau für uns Unmögliches möglich gemacht hat. Vergessen wir es nicht, auch wenn wir es bis heute noch nicht für nötig gefunden haben, ihr ein Denkmal zu setzen, obwohl sie es verdient hätte, und obwohl, gerade in Brienzerstklassige Künstler leben, die eine solche Arbeit ausführen könnten.

Vergessen wir nie, dass Frau Johanna Mathyer, oder Schwester Hanni, wie sie meistens vertraulich genannt wird, eine grossartige Frau ist, der Respekt und Ehre gebührt.